



Neue Stimmen

Köln und sein Umland sind ihr Zuhause, geboren sind sie woanders. Ahmad Katlesh und Rabia Shah erzählen vom Verlassen der Heimat und der Konfrontation mit dem Umbekanntem. Gemeinsam mit dem Autorencafé fremdwOrte veröffentlichen wir diesen Monat ihre Texte in der Stadttrevue

Ahmad Katlesh

Damaskus vertikal

Der Regen macht mir Angst,
Mutters Gesicht im Fallen,
meine Hand – ein Sieb, das Tropfen zerhackt.
Alles verrinnt.

Jeden Tag verschwindet eine Straße aus meinem Kopf,
aus Damaskus,
entsteht ein weiterer weißer Fleck auf meiner Karte.
Ich schließe die Augen, gehe durch das Gedächtnis einer alten Gasse,
erreiche das Ende, stürze.
Weiß nicht mehr, was dort war,
falle tiefer,
in eine andere Straße.
Damaskus vertikal.
Eine Schicht und noch eine Schicht,
kein Anfang und kein Ende.
Die Schichten sind schwer im Kopf,
leicht im Herzen,
schwer in der Erinnerung.

Wie rette ich mich zu dir?!
In Gedanken gehe ich wieder und wieder die Schritte ab,
ich kreise und kreise,
ein Strudel entsteht ... eine Mauer ... eine Tür.
Ich will nicht fallen in die Vergessenheit.
Gehe hinaus,
will nicht hinaus.

Übersetzung aus dem Arabischen: Jessica Siepelmeyer

Ahmad Katlesh wurde 1988 in Damaskus geboren und lebt heute in Düren. Er arbeitet weltweit als Schriftsteller, Sprecher und Journalist. Auf seinem Soundcloud-Kanal Tiklam veröffentlicht er regelmäßig kurze Passagen aus Romanen, Lyrik und Novellen in arabischer Sprache. Er arbeitet zudem an Theater- und Choreographie-Projekten. Ahmad Katlesh ist zurzeit Stipendiat des Heinrich-Böll-Hauses in Langenbroich. soundcloud.com/ahmed-n-katlish



Ahmad Katlesh

Wir sind die Kinder des Lehms

Früher wohnten wir in Häusern mit niedriger Decke. Trotzdem hatte jedes Haus einen Hängeboden für Dinge, die die Mütter nicht brauchten – sie warfen grundsätzlich nichts weg.

Beim Blinde-Kuh-Spielen versteckte ich mich einmal auf solch einem Boden. Ich wurde nicht gefunden und blieb dort. Später freundete ich mich mit meinem vernachlässigten Ich an.

Ich verbarg auf dem Hängeboden eines Ladens meine Laster, die so den Schatz meiner geheimen Erinnerungen bilden.

Viele Hängeböden habe ich kennengelernt. Hängeböden, auf denen man Steuerunterlagen und verdorbene – auch kostbare – Waren verschwinden ließ. Hängeböden, auf denen Kinder vergewaltigt wurden. Hängeböden für Sex. Hängeböden, auf denen Arbeiter ungestört beteten, mit ihrer Liebsten sprachen oder ihre Prügelstrafe empfangen. Hängeböden, die Schutz boten vor dem Streit der Eltern. Hängeböden in Häusern mit niedriger Decke zum Alleinsein.

Jetzt wohne ich in einem Haus mit hoher Decke und weiß nicht, was ich mit all der Leere anfangen soll. Weiß nicht, wohin mit meiner Angst, die ich nicht brauche und die ich – genau wie meine Mutter – nicht wegwerfen kann.

Die Häuser hier sehen so aus wie die, die wir als Kinder malten. Schräges Dach, große Fenster, hauchdünne Vorhänge. Oben drauf bleibt kein Schnee liegen, drinnen staut sich nicht die Luft. Häuser, die die Sonne anlachen.

Aufgewachsen sind wir in Häusern mit Flachdach und kleinen Fenstern, außen vergittert und innen mit dicken Gardinen verhangen. Wir mochten keine Häuser, in denen die alten Geschichten schwelten

und schlechte Luft zirkulierte. Deshalb malten wir die Häuser so, wie wir sie uns wünschten. Die Geschichte sollte uns nicht immerzu lasten auf dem Kopf. Dem Kopf, den unsere Mütter stets spürten.

Weshalb sonst rief meine Mutter jedes Mal, wenn ich mich ein wenig aus dem Fenster lehnte: »Du fällst noch raus. Dein Kopf ist viel schwerer als du.«

Weil wir aus Erde bestehen,
sind wir die Mütter der Bäume.

Ohne Unterschied,
du bist die Mutter der Weinrebe,
ich die Mutter des Olivenbaums,
ohne Unterschied.

Früher wusste ich nicht, was es heißt, in Häusern mit Holzfußboden zu wohnen. Sooft ich meine Schuhe ausziehe und barfuß gehe, falle ich hin.

Wir sind die Kinder des Lehms. Wir zogen für unsere Lieben Bäume auf statt Schmetterlinge und Vögel.

Boden aus Holz, Decke aus Holz. Ich werde zu meiner Liebsten sagen, dass ein Baum mich in seinem Inneren aufgenommen hat. Sie wird lachen und denken, ich wohne im Bauch eines Cellos.

Wir sind die Kinder der Erde, die Bäume müssten aus uns herauswachsen. Wir sind die Kinder des Asphalts. Tag für Tag begräbt er uns unter seinem Schutt, Liebste.

Übersetzung: Leila Chammaa

Die Texte von Ahmad Katlesh sind im Rahmen des Projekts »Weiter Schreiben. Ein Portal für Literatur und Musik aus Krisengebieten« entstanden, gefördert durch den Hauptstadtkulturfonds und das Goethe-Institut, in Zusammenarbeit mit dem Gunda-Werner-Institut in der Heinrich-Böll-Stiftung und der Allianz Kulturstiftung. Einheimische Kollegen sollen die nach Deutschland geflüchteten Schriftsteller als Paten unterstützen. Im Falle von Ahmed Katlesh ist dies Michael Krüger.

Das Interkulturelle **Autorencafé fremdwOrte** besteht seit Sommer 2015. Bei monatlichen Treffen im Literaturhaus Köln tauschen sich Autor*innen und Übersetzer*innen unter Leitung von Roberto Di Bella über Texte, Schreiberfahrungen und Identitäten aus. fremdworte-autorencafe.de

Lesung mit Ahmat Katlesh und Rabia A. Shah
Do 13.9. Alte Feuerwache, 18.30 Uhr
Der Eintritt ist frei.

Rabia A. Shah

Also, was ich euch jetzt erzählen werde, ist eine wahre Geschichte.

Ich war auf dem Weg in eine Stadt, weit entfernt von meiner eigenen und auf der Reise fühlte ich mich nachdenklich und lies meine Gedanken schweifen. Auf der gegenüberliegenden Seite des Gangs saß ein Mann, ein schwarzer Mann. Lustig, wie ich darauf hinweisen muss, dass er schwarz ist, weil er anders ist oder er vielleicht eine Identität hat, die ihn unterscheidet.

Wir führten also diese Unterhaltung:

Schwarzer Mann: *Hi, kommst du aus Marokko?*

Ich: *Äh, nein.*

Schwarzer Mann: *Oh, okay. Woher kommst du denn dann?*

Ich: *Pakistan*

Schwarzer Mann: *Oh, da war ich schon mal. Kommst du aus Islamabad?*

Ich: *Nee, aus Karatschi.*

Schwarzer Mann: *Oh, davon habe ich schon gehört. Ich war mal für einige Stunden in einer Stadt dort. Ein schönes Land.*

Ich: *Ja, finde ich auch. Also kommst du aus Marokko?*

Schwarzer Mann: *Nein, ich komme aus Nigeria.*

Ich: *Oh, cool. Da war ich noch nicht.*

In diesem Moment der Begeisterung wurde mir klar, dass wir uns kaum unterscheiden. Ich meine, vermutlich sah ich wirklich einer Marokkanerin ähnlich. Aber ich war anders, ich war nicht, was er annahm. Ich bin nicht mehr, als wer ich geboren wurde, aber ich werde auch nicht dadurch definiert, wo ich lebe.

Nichtsdestotrotz, jetzt sind wir in diesem Land, und zwar gemeinsam. Dort war er, der schon einmal in meine Heimat gereist war und hier war ich, die ich schon immer neugierig auf Afrika war. Irgendwie sind wir verbunden, aber wir trennen unsere Verbindung wieder, indem wir zwischen normalen und schwarzen Menschen unterscheiden.

Aus einer anderen Perspektive betrachtet leben wir unter dem gleichen Himmel und auf dem gleichen Planeten, was mich wiederum daran erinnert, wie bedenklich ich die Tatsache finde, dass der Mars in ungefähr zwei Jahrzehnten

bewohnt sein soll. Wir sollten einfach mehr Unterschiede zulassen, dann müssten wir auch größer denken und daran glauben, dass wir im gleichen Universum leben.

Aber kehren wir erstmal dahin zurück, dass ich den Mann, den schwarzen Mann, als »schwarz« gekennzeichnet habe, weil ich seinen Namen noch nicht kannte, als ich mit ihm geredet habe. Und ein paar Minuten später begann ich, dies zu schreiben. Also machte ich eine Pause und dachte drüber nach, wie ich ihn eigentlich benennen sollte, wie ich ihn charakterisieren sollte. Soll ich einfach sagen »ein afrikanischer Mann«? Würde ihn das nicht auf jeden Fall als schwarz identifizieren? Ich meine, klar, das ist, womit wir leben, was wir um uns herum mitbekommen – von Filmen bis Fernsehprogrammen, von unserer Nachbarschaft bis zu Konferenzen, vom Kennenlernen auf guter Basis bis zum Abschied auf schlechter. Weil ich in einer streitbaren Gesellschaft lebe, habe ich immer Aussagen wie diese gehört:

Im Alter von sechs: »Rede nicht mit Fremden!«
Im Alter von 16, als Mädchen: »Pass auf, dass du nicht wegen irgendwelcher Typen Ärger bekommst und übrigens: Halt dich von schwarzen Menschen fern!«

Hier ist eine Erklärung dafür:

Auch wenn all dies unbeabsichtigt war, war es dennoch Teil der Medienwelt um mich herum. Irgendwie wurde ich damit gefüttert. Mir wurden Bilder von einem schwarzen Kind, das mit einem weißen Kind befreundet war, vorgeführt. Warum wurde mir das überhaupt gezeigt? Warum ist das berichtenswert, warum wird das dargestellt oder als Logos oder PR-Zwecke genutzt? Wir sollten deshalb unsere Schultern zucken und sagen: Ok, das ist halt einfach eine Tatsache.

Es ist halt, wie es ist.

Was ich sagen will: Mir sollten die Unterschiede zwischen den Farben Weiß und Schwarz beigebracht werden und nicht die Unterschiede zwischen den Hautfarben von Menschen.

Ich lernte, Schwarz mit Schwarz zu konnotieren und Weiß mit Weiß. Aber wo für einige Schwarz

eine heilige Farbe und Weiß die Farbe der Trauer ist, stellt für andere Weiß die Farbe eines Neubeginns und Schwarz die Farbe der Trauer dar. Schwarz erzeugt einen dunkleren Farbton und Weiß einen helleren, leichteren, glücklicheren Farbton. Außerdem symbolisiert Schwarz die Stärke, während Weiß den Frieden predigt.

Das ist der einzige Unterschied, der existieren sollte, vor allem auf diesem Planeten, der zu 71 Prozent aus Wasser und zu 29 Prozent aus Land besteht. Auf dieser Reise, habe ich die unbewusste Verbindung zu einem winzigen Stereotyp gekappt. Während ich unsere Unterhaltung aufschrieb, nahm ich all meinen Mut zusammen. Ungefähr 50 Mal wiederholte ich meine Frage in meinem Kopf. Schließlich fragte ich nach seinem Namen, und erzählte ihm, dass er mich inspiriert habe, etwas zu schreiben und ich darin auch seinen Namen erwähnen wollte. Er erzählte mir, dass er einen afrikanischen Namen habe und da ich seinen langen, interessant mysteriösen Namen nicht so ganz verstehen konnte, fragte ich ihn, ob er ihn nicht aufschreiben wolle: John Chukwuemeka.

Also, was ist der Unterschied, wenn Ziel und Richtung einer Reise identisch sind, aber Grund und Zweck ein anderer?

Wir beide waren unkonventionelle Subjekte mit bestimmten Zielen und unter mehr oder weniger den gleichen Umständen: er auf dem Weg nach Hause, ich auf einer unvergesslichen Reise.

Oberflächlich gesehen gab es keinen Unterschied zwischen uns, aber je mehr man in die Tiefe geht, desto mehr verändert sich das Denken. Stell dir vor, du bist in einem Wald. Ein Wald besteht aus Bäumen, Büschen und wilden Tieren. Und je tiefer du in den Wald gehst, umso wilder wird es und je wilder es wird, desto mehr Bürgersteige wirst du vor dir sehen.

Rechts

oder

Links

Es ist wie in »Hänsel und Gretel«: Die Brotkrumen, die du hinterlässt, zeigen den schon zurückgelegten Weg an, deine Gedanken fressen

Rabia A. Shah ist 17 Jahre alt und besucht die Oberstufe des Ernst-Mach-Gymnasiums in Hürth. Vor drei Jahren ist sie mit ihrer Familie aus Pakistan nach Deutschland gekommen. Sie schreibt, seitdem sie 12 Jahre alt ist.
Facebook: [fb.com/Torzra](https://www.facebook.com/Torzra)
Instagram: [@theordinaryraters](https://www.instagram.com/theordinaryraters)

dich innerlich auf. Das Hexenhäuschen zieht dich die ganze Zeit an und die Hexe kocht sich ein Süppchen aus unserer Menschlichkeit. Aber es gibt auch bessere Wege. Es kommt darauf an, welchen wir nehmen. Warum unterscheiden wir und sehen manche Menschen als ein Symbol des Guten und andere als ein Symbol des Schlechteren?

Wer sind wir, darüber zu urteilen? Wer bin ich, darüber zu urteilen? Was ist das für eine Heuchelei, zu denken, dass die Farbe Schwarz komplex und ästhetisch sei, nicht aber die Hautfarbe Schwarz? Wir zelebrieren die Unterschiede, wo – um es kurz zu machen – es eigentlich keine geben sollte. Manchmal frage ich mich, ob ich selbst diese Haltung schon einmal irgendwo oder irgendwo propagiert habe. Vielleicht, als ich gefeiert habe, als in den USA und Südafrika ein schwarzer Präsident gewählt wurde?

Die Frage ist doch: Wie konnte es überhaupt dazu kommen? Und warum ist es so weit gekommen? Und wann? Wann haben wir angefangen, zu diskriminieren und auf welcher Basis haben wir entschieden, Teil unterschiedlicher Gruppen zu werden und wem haben wir den Thron überlassen, um von dort aus alles zu beherrschen?

Wir alle sind Menschen, bevor wir Europäer, Afrikaner oder Asiaten sind.
Wir alle sind Menschen, bevor wir rot, schwarz oder weiß sind.
Wir sind Menschen, bevor wir einer Nation angehören.
Wir sind Menschen, bevor wir einer Religion angehören.

Wir sind Menschen und die nur ein paar Kilometer währende Unterhaltung mit einem vollkommen fremden Menschen im Zug hat mein Denken verändert und mir vor Augen geführt, wie falsch ich immer lag. Denk mal darüber nach:

Hast du vielleicht auch falsch gelegen?

Übersetzung aus dem Englischen: Christian Werthschulte



Foto: Marcel Wurm